

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Blutjung. Novelle von E. von Dindlage. (Schluß.) — Studienkopf. Von Fr. Roegels — Frühlingsblumenkranz (mit Illustration). — Häsche. Novelle von E. Belh. (Fortsetzung.) — Gedichte von Johannes Trojan. — Die Singhaleen im Zoologischen Garten zu Berlin (mit Abbildungen). — Die Mode (mit Abbildungen). — Die Metamorphose. Ein Dent- und Räthelspiel von M. Raymond — Schach. — Auflösungen der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 21, des Rebus und des Räthfels Seite 288. — Correspondenz. — Vazar-Album.

Blutjung.

Novelle von E. von Dindlage.
(Schluß.)

Glücklicherweise verlief die übliche Frühjahrsfluth zeitig; der Viehhändler rüstete zu seiner ersten diesjährigen Geschäftsreise und ertheilte eingehend seine Befehle, die Arbeiten betreffend, welche während seiner Abwesenheit ausgeführt werden sollten.

„Wir müssen zuvor den Wellstand neben unserem Tannenkamp dämpfen,“ sprach Herm. „Wir haben den ganzen Winter von der Düne abgefahren zur Wegebesserung und in den Schafstall; wenn der Ostwind die abgegrabene Wand austrocknet, trägt er die Erde auf den Esch und verdirbt den Acker!“

„Ah — Dummheit!“ rief der Viehhändler, „unsre Ländereien liegen auf der andern Seite vom Esch!“

„Aber des Schmidt's Winterfrucht grenzt daneben, er kann uns verlagen!“

„Das wird der Hallunke wol bleiben lassen, er schuldet mir dreiundfünfzig Thaler!“

„Die kann er um so weniger zurückzahlen, wenn sein Korn mißschlägt!“

„Wie klug Du bist —! Ich warte ja gerade darauf, daß er verkaufen muß und ich den Acker an meinen Grund lege!“

Herm fuhr blind und zwecklos in die Taschen seines Wammjes, dann sagte er schnell. „Ich habe ihm aber versprochen, meine erste Arbeit soll sein, die Wehen mit Boden zu verplaggen.“

„So?“ brüllte der Viehhändler. „Du willst hier schon zu meinen Lebzeiten den Herrn herauskehren? Da hast Du dem Gaul nicht ins Maul gesehen! Du Rabschnabel Du! Wart', das soll Dir in meinem Testamente angestrichen werden, Dir und Deiner Brut, sobald ich wieder zurück bin!“ Eine Reihe grober Schimpfworte und Schmähungen folgte dieser Drohung. Herm dachte, ob wol Aline den Lärm höre und überlegte, daß es doch ein Jammer wäre, wenn dem kleinen Kolf die Erbschaft entgehe, dabei schwieg er und drehte einige Strohhalme in den Fingern zusammen. Als der Ohm keinen Athem mehr ausbringen konnte, drückte sich Herm in den Stall, spannte ein und fuhr zur Mühle, woher er selbstredend nicht heimkehrte, bis der Alte über Et und mit dem fälligen Bahnzuge abgefahren war.

Abends beim Feuer sagte Aline: „Hast Du die Düne schon eingeplaggt? die Wand ist was hoch, wird sie nicht abschleifen?“

„Ich denke nicht, es steckt noch Wurzelwerk darin.“

Aline wußte also von dem Streit. „Ich dachte erst, ihm zu sagen, er solle sich nach einem andern Knecht umsehen,

aber das wäre doch ein Diebstahl an unserm Jungen gewesen. Die Leute sagen ohnedies, der tolle Kopf und der Fusel würden den Ohm bald unter die Erde bringen,“ nahm Herm nach längerem Schweigen wieder das Wort.

„Sollte ich den Schmidt-Acker einsanden lassen?“ fragte Herm heftig.

„Nein, gewiß nicht!“ war die Antwort. Dam redeten sie nicht mehr darüber, aber sie konnten auch nicht mehr so vergnügt wie sonst mit dem kleinen Kolf spielen, er schien ihnen bisher ein kleiner Prinz zu sein, zu besseren Dingen berufen als seine Eltern, aber jetzt war er nur der Sohn eines Knechtes und einer Magd, die ihm tägliches Brod dienten.

Als die ersten Fetzweider eingetrieben wurden, ließ der Ohm wissen, Herm solle zwanzig Stück Halsbismucken und drei friesische Mutterschafe auf den Hümmeling bringen, wohin dieselben verkauft waren; so machte sich Herm mit der kleinen Heerde in der Frühe desselben Tages auf, wo der Ohm zurückkehren wollte. Aline war ungewöhnlich niedergeschlagen und schüttelte den Kopf, als er scheidend sagte: „Es kann ja noch Alles gut gehen.“

Gegen Abend kam der alte Jans zu Haus und knurrte schadensroh: „Na Kinder, der Ohm hat wieder einmal seinen Koller — alle Wetter, was schimpft er in der Schänke! Ich rathe Dir, kleine Mutter, laß Dich nicht vor ihm blicken, bis er seinen ‚Timpen‘ ausgeblasen hat. Schick ihm heut Abend den Knecht entgegen.“ Aline's Lippen und Wangen erbleichten einen Augenblick, dann erwiderte sie in ihrem gewöhnlichen Tone: „Nein, ich gehe selbst; besser er sagt gleich heraus, was er zu sagen hat!“

„Wie Du denkst! Ich bin hundemüde und lege mich zu Bett.“

Es wehte ein ziemlich harter Ostwind, der Mond stand schon im zweiten Viertel und gestattete einen Ueberblick der nächsten Umgebung. Einige Minuten nach halb neun Uhr verließ die junge Frau das Haus. Es ging bereits auf zehn, als sie zurückkam, und zwar allein; sie war dem Viehhändler nicht begegnet, daher ins Dorf gegangen, um in die Schänke zu blicken, aber der Raum war bereits dunkel. Wenige Minuten nach ihr traf der junge Bauer auf dem Hofe ein, gleichfalls sehr erregt; er hatte auf dem Rückwege vom Hümmeling den Ohm aus der Schänke abholen wollen, ihn nicht mehr gefunden und geglaubt, der Alte müsse schon dabeim sein. Das junge Paar blickte sich an, fragend, erschrocken, rathlos, indeß die dicke Magd solches Geschrei erhob, daß Jans davon erwachte, und nun wurden auch der Knecht und der Schäfer geweckt. „Er ist gemordet!“ kreischte das Mädchen, „er hatte viel Geld bei sich, Jemand hat ihn vom steilen Ufer hinunter in die Ems gestoßen!“

„Aber das ist unmöglich!“ versicherte Aline. „Ich wartete ja am Weidenpiegel auf ihn, und es war hell!“

„Er wird den andern Weg durch den Tannenkranz genommen haben und dort verirrt sein,“ muthmaßte Herm.



Studienkopf. Von Fr. Roegels.

„Oh er hat eine zähe Natur,“ entgegnete Aline, „bis der nachgibt, hat er sein Testament schon zehnmal verändert. — Armes Kind!“ seufzte sie dann und drückte den kleinen Burschen an sich.

Aber die Auffassung, der Vermißte sei in die Eins gestürzt, trug den Sieg davon, um so entschiedener, als die nächsten Tannenforsten durch die Schulkinder systematisch abgetrieben wurden, ohne daß sich auch nur eine Spur des Vermißten gefunden hatte. Drei Tage lang durchsuchte die erwachsene Mannschaft der Gemeinde den Fluß, alle Buchten und Rölle und Uferbauten wurden mit Stangen und Schleifnetzen durchzogen — umsonst! Wenn Kolf Schlager tot war — die Möglichkeit, daß er trotz alledem noch lebe, blieb ja nicht ausgeschlossen! — so hatte sein Mörder, oder, da er ein wehrhafter Mann war, hatten seine Mörder ihre Maßregeln ganz vortrefflich genommen. Es gab kaum eine Vermuthung, auch die sinnloseste, die nicht ihre Anhänger fand, um den Verbleib des Leichnams zu ermitteln. Die Polizei versiegelte Kisten und Kasten im Hause, ein besonderer Wächter wurde angestellt, um über das lebende Inventar zu wachen und die Hausgenossen wurden vor die Schranken des Gerichts gefordert. Die Glieder der Kette, welche den Verdacht eines Mordes an Herrn und Aline fesselte, paßten nur allzu genau. Sie waren als Erben eingeseßt, aber der Viehhändler im Begriffe, sein Testament umzustößen; beide Verdächtige weilten an jenem Abende, Niemand wußte: wo? Wenn gleich von vornherein kein Mord geplant war, so konnte der heftige und wild trunke Viehhändler eins seiner Pflöge oder beide angegriffen und zu einer Nothwehr mit tödtlichem Ausgange gezwungen haben — kurz, das Feld der Vermuthungen war ein schier unbegrenztes.

Das Ehepaar und der alte Viehkäufer Jans befanden sich in Untersuchungshaft. Aline ward zuerst vernommen. Die Männer, welche über sie zu Gericht saßen, staunten, als sie das todtbleiche junge Weib mit den ergebenen Zügen, in den Armen ihr Knäblein haltend, vor sich sahen, so blutjung, so blutjung! Man gestattete ihr, sich zu setzen. Aline's Aussage war einfach dieselbe, welche sie bereits am ersten Abend gegeben: sie hatte gewartet, war bis zum Dorje und dann wieder heimgewandert. Zum Schluß dieser Mittheilung flog ein tiefes Roth über ihr schmales Antlitz und sie fügte hastig und athemlos redend hinzu: „Es ging ein steifer Ostwind, ich hatte mich hinter die aufgefahrene Buschen (Faschinen) gestellt und da ich müde und traurig war, konnte es doch sein, ich hätte ein paar Minuten die Augen geschlossen!“ Sie that es jetzt wieder, die langen Wimpern lagen auf den Wangen, von denen die flüchtige Farbe entfloß. Diese Aussage erregte um so mehr Aufmerksamkeit, als sie in einer, der stillen Frau fremden Weise abgegeben ward, und doppelt, als das Einzelverhör des jungen Mannes den ganz ähnlichen und augenscheinlich ausgeklügelten Zusatz enthielt: „Einmal, als ich mich beeilte, den Dhm einzubolen, dachte ich, es ginge ein Mann vor mir neben den Eisensträuchern, als ich aber näher kam, rechnete ich, es müsse der Schatten eines langen Zweiges gewesen sein, den der Wind bewegte.“

Es lag in diesen unbedeutenden Zugeständnissen, welche von der einfachen Ausdrucksweise der kindlichen Menschen abwichen, entschieden der Wunsch, etwas zu verbergen, die Muthmaßungen abzulenken.

Schließlich confrontirte man das Ehepaar. Die Behauptung, daß man nie lebhaftere Gefühle zwischen beiden, ausgenommen für den kleinen Kolf, beobachtet habe, schien nicht zutreffen, im Gegentheil verlor sich Eins in den Anblick des Andern bis zum völligen Vergessen der Umgebung; sie standen wie angewurzelt da, die Blicke ineinander gebannt. Endlich seufzte Aline tief auf und zeigte ihm das Kind — er lächelte. Beide wiederholten jetzt, Wort für Wort, ihre früheren Angaben, beide ließen den kleinen Zusatz, die Brücke zu dem Verunglückten des Alten, aber dieses Mal fort. Als Aline auf diesen Umstand aufmerksam gemacht wurde, entgegnete sie: „Ja, ja, man denkt so viel, daß man ganz schwindlig wird!“ Herrn, gleichfalls aufgefordert, seine Beobachtung zu wiederholen, verfiel diese mit dem Zusatz: „Neben den Eisen geht ein Kommunalweg zur Chaussée ab.“ Der Redende dachte mithin, die Nachforschung auf ein ganz neues Terrain zu führen.

„Was sollte Kolf Schlager veranlassen, auf die Chaussée zu gehen?“

„Nun,“ erwiderte Kolf sehr langsam und fühlbar auf diese Antwort als einen Schwerpunkt vorbereitet, „er konnte nach Heidorf zu seinem Advocaten wollen. Wenn er was im Kopfe hat, dann ist's mit ihm immer Matthäi am letzten — er kennt keine Geduld!“

„Sein Testament umstößen?“ fragte man.

„Ja!“ war Herrn's Antwort.

Die Untersuchung zog sich eine gute Zeit hin; die Richter hielten das junge Paar für nicht schuldig, das Publicum aber zweifelte nicht an einem grauenhaften und vorüberlegten Mord. Aus Mangel aller Beweise für oder gegen die Verdächtigten mußten dieselben endlich in Freiheit gesetzt werden.

Die Verfügungen des Testaments, ob dieselben auch zu Gunsten der Pflöge lauteten, konnten, wenn kein Zwischenfall eintrat, erst nach Jahren und erfolgter Todeserklärung des Erblassers verwirklicht werden. Die Wirthschaft wurde einstweilen durch gemietete Personen verwaltet

und sollte nach bestimmter Frist aufgelöst und die Erträge derselben pupillarisch belegt werden. Herrn und seine Frau wurden einstweilen als Großknecht und Haushälterin abgefunden, nahmen ihre Kleider und bezogen ein einsames Häuschen mitten in der Haide.

Der Richter, welcher die Untersuchung wegen muthmaßlichen Meuchelmordes gegen das junge Paar zu leiten hatte, war so sehr von dem psychologischen Räthsel, das die Thatfachen boten, erfüllt, daß er die jugendliche Familie keineswegs aus den Augen verlor. Nur zu gern würde er vor sich selbst die beiden Menschen von jedem Verdacht freigesprochen haben, wenn nicht eine gewisse befremdende Befangenheit, das absichtliche Verhüllen bestimmter Punkte ihn immer wieder stutzig gemacht hätte. Waren sie beide am Mordetheiligt? Nein, sie würden einander nicht so haben in die Augen blicken können. Hatte Herrn den Viehhändler beseitigt? Sein ganzes schwerfälliges Naturell sprach gegen diese Annahme. Wahrscheinlicher blieb es, daß die verschlossene Aline für Mann und Kind das Aeußerste gewagt hatte. Wenn sich der Hergang nun so verhalten konnte, daß sie den trunkenen Viehhändler vom Ufer hinabstieß und hernach den traurigen Muth hatte, den lebenden oder todtten Körper aus dem, durch die Uferbauten abgedämmten Wasser hinaus in die Strömung zu bewegen — wie bewerkstelligte sie diese Manipulation ohne Boot, Stricke oder Stangen? Bei einem angestellten Versuche trieb der, an der steilen Uferstelle ins Wasser gestürzte Block immer wieder gegen die Faschinenbefestigung zurück und eine bekleidete Leiche mußte sich selbstverständlich überall an die Zweige und Pflöcke des Pfahldammes anheften. Mochte die Wahrscheinlichkeit gegen Aline reden, die Möglichkeit wurde immer fraglicher, je eingehender man die näheren Umstände des Falles untersuchte.

Die Annahme, Kolf Schlager sei noch am Leben oder sein Leichnam irgendwo ins Weidendickicht geworfen, nahm von Woche zu Woche an Glaubwürdigkeit ab; im ersten Falle würde ein Lebenszeichen, wenigstens eine behördliche Mittheilung erfolgt sein, im zweiten müßte man den Körper gefunden haben, der zu schwer war, um einen weiten Transport zuzulassen.

Die Volkstimmung war entschieden gegen das junge Paar. Die Völker können warten, aber das Volk, als bestimmte, dasselbe Interesse verfolgende Gruppe, will nicht warten, will nicht um seine Aufregung betrogen werden. Auch der Berichterstatter des Richters, ein alter Mann, welcher von seinem Handel mit Haidebesen lebte, faßte seinen Auftrag so, als sei er verpflichtet, Beweismaterial gegen die Verdächtigten zu sammeln.

„Kief sü!“ (sieh, sieh) begann er seinen Vortrag, „als der Viehkoosmann noch lebte, da ließen sie sich noch alles gefallen und bieten, der Erbschaft wegen. Nun sie die Erbschaft durch Mord und Dummheit einbüßten, da zogen sie ohne ein Wort der Klage, ohne eine Thräne fort vom Hofe in ihre Hütte; das geht gegen die Menschennatur, Herr! Wenn ihr Gewissen frei wäre, sie hätten gemurmelt und geschrien, dem Armuth thut weh, Schande thut weher, aber ein schlecht Gewissen noch am allerwehesten — sie schwiegen aus Angst, sich zu verrathen!“

„Und wie leben sie miteinander?“

„Na, böß Gewissen ist nicht gern allein! Wo der eine ist, da ist der andere, wenn der eine zur Kirche ist, kommt ihm der andere mit dem Kinde wol eine Stunde Wegs, bis wo die Haide abgrenzt, entgegen. Sie arbeiten, als hätten sie gewettet, wer zuerst umfällt vor Müdigkeit. Ja, ja, der Schlaf will auch bezahlt sein, und theuer, schwer theuer, wenn das böße Gewissen neben dem Pfühle steht!“

„Und ließen sie nie ein Wort fallen, das Euch Aufschluß geben konnte, was sie etwa selbst über das Verschwinden des Viehhändlers denken?“

„Ein Wort fallen? Kief sü, Herr! da kennt Ihr sie schlecht, die haben Schreck vor der Luft, die sie athmen und reden nicht einmal unter sich. Wenn ich Abends am Fenster „lustere“ (lausche), dann ist die Stimme des nüchternen Kindes die einzige, welche ein Gelaut gibt. Herrn behandelt Aline wie eine Königin, er schiebt ihr das „Stövken“ (Feuertiefe) unter die Füße, melkt die Ziege, backt den Pfannkuchen, kehrt die Küche und thut Alles, was er kann. Als Aline einmal bei einem Grummelwetter (Gewitter) die beiden Gänse und die fünf Hühner eintreiben wollte, nahm Herrn sie mitsammt dem Kinde in die Arme und trug sie ins Haus, weil eben der Regen anfing, herunterzuschlagen. Er raucht nicht, er nimmt kein Glas an den Mund, er geht barfuß, um die Holzschuh zu sparen, aber ihr bringt er die besten ledernen Sonntagsschuhe, die je vom Leisten kommen; niemals hört man sie mitsammen reden. Wenn man etwas fragt, was sie beide betrifft, so sehen sie sich an und einer antwortet. Herr, wenn denen nicht die Zunge vom Teufel gebunden ist, dann —“

„Still, Gerd Wilm, still, wenn Ihr ruhig auf den Hobelspanen im Sarge liegen wollt!“

„Wa — as, Herr, Ihr glaubt noch immer? Versteht Ihr denn, was dahinter steckt? Ahnt Ihr, wo Kolf Schlager blieb?“

„Nein, mein Freund, aber ich ahne, daß ein Tag kommen

wird, an welchem es Euch und uns Allen wie Schuppen von den Augen fällt!“

„Den erleben wir nicht, Herr!“

„Wollen wir um eine halbe Stiege Haidebesen wetten?“ lächelte der Richter.

Der Alte kraute sich in den grauen Borsthaaren. „Das wollen wir doch lieberst lassen!“ meinte er bedenklich.

„Gut, wenn die Sache herauskommt für die jungen Leute, so gebe ich Euch zwei Thaler, wenn gegen, zwei Groschen!“

„Kief sü“, murkte der Alte, „sie sind ja noch blutjunge Kinder und ein Christenmensch muß das Beste hoffen. Herrn seine Blutsfreunde und alle Leute gehen ihm zwarst nicht über die Söhl (Schwelle) und gönnen ihm nicht soviel als: Guten Tag und guten Weg! Aber das ist nicht recht, man soll sich erbarmen und die Dinge zum Besten wenden, unser Herr Gott muß uns allen am Keep (Strick) der Vergebung zu sich hinaufziehen. Na denn nichts für ungut, Adje!“

„Kümmert Euch nicht um das Gesage der Menschen, Gerd Wilm, wenn heute die beiden Erben Kolf's Hinterlassenschaft antreten, so klopfen morgen ihre ärgsten Ankläger am lautesten an ihre Thür. Hab' ich recht?“

„Donnerschlag, ja, wenn sie den Hof haben und Land und Sand. Nun, ich erleb' es nicht!“ schloß er bedauernd und setzte seinen schweren breitkrämpigen Hut auf, legte den Sack mit Besen auf die gebeugten Schultern und zog ab.

Der brave Beamte ging von der Idee aus, eine so innige Liebe und so seltene Ergebung, wie sie von den Erben des Viehhändlers bethätigt wurden, könnten sich nimmer mit einem schweren Schuldbewußtsein vereinigen lassen; aber noch im Herbstselben Jahres sollte er erfahren, daß auch so einfache unverkümmerte Naturen, wie die des jungen Ehepaars, sich den üblichen Combinationen zu entziehen vermögen; er wurde überzeugt, daß nicht die Gewißheit der Unschuld an dem Morde oder vielmehr der fahrlässigen Tödtung des Pflögers das Verhältniß der jungen Gatten bestimmte, sondern daß, wie der Besenbinder richtiger muthmaßte, eben die Voraussetzung der Blutschuld sie aneinander und aus der natürlichen Lebensfrische ihrer Jahre hinausdrängte.

Eines Abends brachte man dem Richter die Kunde, daß die Leiche des Viehhändlers gefunden sei. Der Beamte wartete kaum das Licht des nächsten Morgens ab, um die Leiche zu besichtigen und sich zu dem Haidehäuschen des jungen Ehepaars aufzumachen. Unfern desselben verließ er mit seinem Begleiter den Wagen und näherte sich zu Fuß der kleinen Wohnung. Aline war im Garten mit Aufnehmen von Kartoffeln beschäftigt, der Kleine watschelte und kroch im Sande umher. Bereits standen die Antömmlinge vor ihr, ehe sie ihr Nahen bemerkt hatte.

„Frau Aline,“ sagte der Richter, ihr die Hand bietend, „Gott hat Deine Schuldlosigkeit an den Tag gebracht, die Leiche Kolf Schlager's ist in der Sanddüne verschüttet gefunden!“

Sie starrte den Sprecher wie versteinert an, dann griff sie mit beiden Händen in die Haare und schrie: „Es ist nicht wahr, Herrn that es nicht, ich — ich — wegen des Kindes, wegen —“ sie schwankte wie vom Schläge getroffen und fiel bewußtlos zu Boden. Der Begleiter mühte sich, die Arme durch Wasser und Reibungen wieder zu beleben, den Richter aber faßte ein tiefes Erbarmen; das junge Weib hatte, wie ihm jetzt klar wurde, im verschwiegenen Herzen ihren Gatten für den Mörder, wenn auch sicher nicht für einen vorbedachten Meuchelmörder gehalten.

Wo war der Mann? Da kam er heran; er mußte die Schaale hinaus getrieben haben, ein halbes Duzend Haidebesen, denn er hielt die Wurfschaukel in der Hand und neben ihm wanderte sein Spitz. Dem Richter kam eine fast befremdliche Vermuthung: „Junger Mann,“ sagte er, ihm die Hand entgegenstreckend, „ich bringe Euch die Kunde, daß endlich die Leiche des Viehhändlers gefunden ist, eingeschüttet in jene Sanddüne am Tannenkranz, neben dem Acker des Schmids. Leider aber ist Deine Frau bei meiner Nachricht ohnmächtig geworden!“

Herrn sagte nichts, eilte auf das Kartoffelfeld, nahm die Bestimmungslose in seine Arme und drückte wie in Todesangst seine Wange an die ihrige. Als sie wieder die Augen aufschlug, lächelte er traurig und flüsterte: „Fürchte nichts, Kind, fürchte nichts!“ dann brachte er sie ins Haus. Nach wenigen Minuten trat er wieder heraus. „Herr,“ begann er anscheinend ruhig, indem er den Hut abnahm: „es war kein Mord, er hatte einen Bohn auf mich, weil ich den Wellsand an der Düne gedämpft hatte. Als ich ihn Abends daselbst traf, schwankte er gegen die steile Wand und da er schwer war, stürzte die Erde von oben herab auf ihn und —“

Der Richter stuzte, faßte sich aber und sagte: „Wie spät war es, als Du in der Schenke nach dem Dhm fragtest?“

„Der Wirth sagte: fünfzehn Minuten vor zehn, meine Uhr war stehen geblieben!“

„Ganz recht! der Wirth erinnerte sich der Zeit, auch daß Kolf Schlager kurz vorher seine Uhr mit der des Wirthes verglichen habe und gesagt: Es ist zwanzig Minuten nach acht! ich will zu Haus gehen und den naseweisen Kindern

die Hölle heiß machen, sie sollen dieses Abends gedenken, so lange sie leben! Du siehst, es lag eine gute Zeit zwischen seinem Gehen und Deinem Kommen, und zwar kamst Du von einer anderen Seite, denn der Wille Kede hatte Dich doch auf seinen Wagen genommen bis zur Schänke; er sagt so —“

„Ja Herr, so war's!“

„Kennst Du diese zerbrochene Uhr?“

„Sicher, es ist die Uhr des Ohms!“

„Was zeigte sie, als sie durch das Eindringen zum Stillstehen gezwungen ward?“

„Halb neun!“

„Wie erklärst Du das?“

„Er war betrunken, er muß hingefallen sein! Ja er war gefallen, ich führte ihn —“ stammelte der Andre wie in Verzweiflung.

„Sei ruhig!“ sprach der Richter. „Nolf Schlager hat sich selbst sein Grab gegraben in seiner blinden Wuth, seine vermodernde Hand hält noch in dieser Stunde eine Schaufel fest, die er von dem Acker des Schmids, wo sie über Nacht stehen geblieben war, nahm, um das wieder zu zerstören, was Du zur Befestigung der Düne gearbeitet hattest. Die Schaufel ist gezeichnet, außerdem prügelte der Schmids am nächsten Morgen seinen Jungen dafür, daß die Schaufel durch seine Nachlässigkeit gestohlen war! Alles Geld, alle Papiere fanden sich neben dem Todten! Herr hörte gar nicht mehr auf ihn: „O Mline, Mline!“ rief er, indem die Thränen über seine Wangen flossen. „Mline, Mline!“ damit eilte er in die Hütte.

Es war nicht möglich, den Eheleuten begreiflich zu machen, daß sie sich fortan um ihre Erbschaft und ihre Uebersiedelung zu kümmern hätten; sie mußten sich erst an ihre Befreiung von schwerer Seelenbürde gewöhnen. Einer der armen Dulder hatte dem andern die traurige, wenn auch rettende That zugeschrieben und die größere Hälfte der Schuld schweigend auf sich genommen. Ihre Herzen waren unter der Wucht des marternden Mitgeföhls für einander erglüht, und Mline erwiederte auf alle geschäftlichen Mahnungen:

„Wir sind reicher in dieser armen Hütte, als wenn wir das ganze Gmsland geerbt hätten. Ich werde sogleich an die würdige Mutter schreiben, wir wollen zu ihr, daß sie unser Kind segnet! Jetzt darf ich wieder an sie denken, zu ihr reden!“

Der Besenbinder bekam seine zwei Thaler und war überzeugt, er hätte immer gewußt, die Kinder seien unschuldig. Die Verwandten und Bekannten pöchten gleichfalls an, aber sie brachten ebensowenig Freude, als ihr Ausbleiben Schmerz verursacht hatte. Herrn und Mline brauchten nur sich und das Kind.

Frühlingsblumenkranz.

(Zu der Illustration Seite 317.)

O kleine Blumen, deren bunte Sterne
Aufleuchten freundlich, wo der Lenz erscheint,
Die ihr emporgeprossen nah und ferne,
Wie lieblich doch zum Kranz seid ihr vereint!

O weh! ein Kranz der zierlichsten Gebilde,
Mit unschuldsvoller Schönheit Reiz geschmückt!
Von gleicher Anmuth nichts trägt das Gefilde,
Nichts Schöneres wird auf der Flur gepflückt.

Der Frühling nur kann solche Blumen bieten,
Sie weckt allein der jungen Sonne Licht.
Der Sommer wol und auch der Herbst hat Blüten,
Doch denen gleich des Lenzes sind sie nicht.

So glänzen nur sie, wenn in jungem Laube
Der Vogel baut das Nest für seine Brut,
So rein, so klar, noch unberührt vom Staube
Der heißen Tage, von der Sonne Glut.

So schimmern nur sie in der Jugend Prangen,
Wenn rings im Frühlingschmucke steht die Welt.
Ach, daß so bald der süße Reiz vergangen!
Ach, daß so bald die Blütenpracht zerfällt!

Im Herzen Freude mag ein Jeder tragen,
Wenn ihm entgegenlacht so holder Glanz;
Das Allerbeste aber ist, zu sagen:
Auch mein sind ein paar Blumen aus dem Kranz!

J. Trojan.

Haschisch.

Novelle von E. Vely.

(Fortsetzung.)

Jrmgard saß in ihrem Salon fast zusammengelauret in einem tiefen Sessel, neben ihr lagen Bücher, ernste, kulturhistorische, um Studien darin zu machen über die ewige Stadt, und französische Romane; sie hatte alle unaufgeschlagen gelassen. In dem Kamin flackerte ein Holzfeuer, obwol Scirocco war. Sie schaute sich um; so behaglich, wie man eine Hotelwohnung gestalten kann, hatte sie sich ihre Räume gemacht; hohe Topfgewächse, Palmenblätter, Vasen aller Art schmückten oder verdeckten noch mehr die univervellen Ausstattungsstücke. Stoffe, Teppiche hatte sie mit Hilfe Gnütram's

zusammengelauret, Bilder und Bronzen. Das Gefühl, bei sich zu sein, kam aber dennoch nicht über sie, weder hier noch in dem kleinen Schreibzimmer nebenan.

„Fremd, fremd überall!“ sagte sie und schob die Hände übereinander. „Und da habe ich gemeint, das müsse hier anders werden! Ja, wenn ich mich selber nicht zur Reisebegleiterin mitgenommen hätte!“

Dann lachte sie ein wenig mißtönisch, stand auf und ging rasch hin und her. Sie trug ein weißes Morgengewand aus Wolle und Pliß mit langer Schleppe, es machte sie bleicher und älter an diesem Tage, wo draußen ein Regengrauwar. Der große Spiegel zeigte ihr das. Sie lächelte verächtlich und sagte: „Bah, für wen habe ich schön zu sein? Für mich selber ist es langweilig und wer fragt sonst darnach? Ich bin allein!“

Sie blieb neben einem Kirchengewande stehen, das von Nonnenhänden gestickt und sehr kostbar war. Lange und unermülich mußte daran gearbeitet sein; sie sah im Geiste schlanke, weiße Hände die bunten Fäden ziehen.

Welche Geduld hatte dazu gehört! — ja, Geduld, Ergebenheit, das war das Wort, welches sie auch lernen, sich zu eigen machen sollte. Oder gab es ein anderes, dessen Inhalt leichter zu erfassen war? Wer ihr geholfen hätte!

„Ich bin allein!“ sagte sie in einem noch bitterern Tone, als zuvor.

Von dem einen Fenster trat sie zum andern, nur um das gleiche Straßensbild zu sehen: rasch durch das Regengeriesel eilende Fußgänger, schnelle Wagen, hier und da ein unermülicher Zeitungsverkäufer oder Obsthändler, die wechselweise monoton ausschrien, was sie darzubieten hatten.

Professor Landulf hatte heute die Sitzung im Atelier ab-sagen lassen; das ärgerte sie, es wäre doch eine Zerstreuung gewesen, rascher vorübergehende Morgenstunden.

Dort drüben lag noch das Billet, feste bestimmte Züge, wie auch sein Charakter war. Sein Töchterchen fieberte, das bannte ihn an das Haus. „Ein guter Familienvater! es paßt zu seiner Penelope!“ sagte sie und warf das Blatt wieder hin. Dann betrachtete sie eine kleine Tanagrafigur und senkte den blonden Kopf etwas tiefer.

Welche Ursache hatte sie denn, über den Mann und sein häusliches Glück zu spotten? Wenn es wirklich „ein Glück“ war, so gab es ja nichts Beneidenswertheres auf der Welt; er brauchte dann nicht nach dem Surrogat Geduld oder irgend einem Betäubungsmittel zu suchen, wie sie.

Landulf war ein beneidenswerther Mensch in ihren Augen, er hatte Ruhm, Heimath, Glück, — sie nichts von alledem, nicht einmal Frieden mit sich selbst. Reidete sie ihn, Andre? War sie schon so kleinlich geworden?

Ihre Schleppe war an dem Fuß eines Rococostuhls mit Gobelinüberzug hängen geblieben, sie zerrte ärgerlich daran und überhörte den Eintritt ihrer Jose und dann die Schritte eines Mannes. Als sie sich mit einem gewaltigen Ruck befreit hatte, stand Gnütram neben ihr.

Sie streckte ihm die Hand hin und sagte: „Sie kommen zu rechter Zeit — in eine sehr langweilige Stimmung hinein.“

„Für die ich leider kein Remedium sein dürfte, oder Sie müßten mich homöopathisch nehmen.“

„Bah,“ lächelte sie, „wer weiß? Sie wirken auf die eine oder die andre Art.“

„Und der Zweck heiligt am Ende das Mittel!“

Sie wies auf einen Stuhl und setzte sich ihm gegenüber.

„Professor Landulf hat mir heut sein Atelier verschlossen. Ich habe doch Recht, er ist neben aller Künstlerchaft ein Philister und sitzt wahrscheinlich jetzt mit dem Medicinlöffel am Bett seines Kindes.“

Gnütram drehte an dem Bart über der Oberlippe. „Künstlerchaft soll nach Ihrer Ansicht, meine Gnädige, menschliche Geföhle, häusliche Tugenden negiren?“

„Wie Sie das wieder auslegen. Ich bin übrigens froh, von der Sitzung heute dispensirt zu sein,“ sagte sie unmutig.

„Man behauptet sonst, daß Professor Landulf gut zu unterhalten weiß.“

„Es kommt Alles auf die Ansprüche an, mon cher!“ rief Jrmgard. Sie wußte selber nicht, was sie in die Laune gebracht hatte, den Bildhauer ungerecht zu behandeln. Sie brach aus einem neben ihr stehenden Strauß eine weiße Hyazinthe, roch daran und zerpflückte sie dann zwischen den nervösen Fingern.

„Warum sind Sie eigentlich ein Weiberfeind, Gnütram?“ fragte sie.

Er blickte sie mit den klugen, grauen Augen an.

„Das ist ein dehnbares Wort, Frau von Beeren. Sie reden wenig gut über mein Geschlecht; ich habe Sie darum noch nicht eine Männerfeindin genannt.“

Ein leises Roth zog über ihre Wangen. „Verzeihen Sie! Es ist ein Sciroccotag; ich leide darunter, auch meine Stimmung. Verzeihen Sie!“

Er verbeugte sich, um seinen Mund lag wieder der ironische Zug. „Ich wirke doch nicht gut. Verlauben Sie mich, schöne Frau!“

„Nein!“ rief sie hastig, „seien Sie christlich, menschlich, böshast, was Sie wollen, nur lassen Sie mich nicht in dieser

Laune allein!“ Es lag wirklich eine ängstliche Bitte in ihren Tönen.

Er blickte in die feuchte, graue Luft hinaus und sagte: „An solchen Tagen kommen die Gedanken-Revenants; man sollte da Opium rauchen, Haschischträumerei erzwingen.“

„Haschisch für die Seele! das ist ein gutes Wort,“ entgegnete die blonde Frau, aber es war, als sage sie es für sich allein. Dann legte sie ihre schlanke Hand auf den neuesten französischen Roman.

„Haben Sie schon einmal geliebt, Gnütram, wahr, ehrlich?“

„Ja!“ antwortete er, „ehrllich, wahr von meiner Seite, und den Rest sagt Ihnen Ihre Phantasie.“

„Und darum sind Sie der lachende Philosoph geworden?“

„Darum, ich weiß nicht! daraus vielleicht, gnädige Frau!“

Sie stand auf, nahm die Klosterstickerei, hing sie, wie um sie näher zu betrachten, über den runden Tisch und sprach wie in die Luft hinein: „Wir Frauen sind aber so selten philosophisch, wie wir humoristisch oder logisch sein können! Wir gehen aus einem großen Schmerz versteint hervor, oder — leichtsinnig. Das Haschischrauchen, das Haschisch, Freund Gnütram!“

„Ja,“ sagte er, „es ist doch eine Gefahr dabei, man erwacht auch einmal wieder.“

„Und ist aufs Neue in der Leere — ich begreife das!“

„Wenn man nicht gleich wieder zu der Pfeife greift,“ entgegnete er. Dann sprang er auf. „Mir ist eine Figur aus dem Cinque-Cento angeboten, die will ich jetzt ansehen.“

„Nehmen Sie mich mit,“ sagte sie. „Warten Sie die üblichen fünf Minuten.“

„Die übliche Versicherung, daß mir eine Ewigkeit nicht zu lang ist,“ erwiederte er; dann war sie schon über die Schwelle gehuscht.

Er ging von einem der Kunstgegenstände, welche er mit ihr ausgesucht, zum andern und that, als betrachte er sie genau, und doch sahen seine Augen immer nur Eines: sie! Sie war eine geistvolle und — unglückliche Frau, eine Ruhelose. Eben so hatte er sie vor zwei Jahren in Paris, den letzten Winter in Berlin gefunden. Die Gleiche, lebenswürdig, elegant, anspruchslos und ruhelos. Er hatte sich häufig in ihrer anregenden Nähe aufgehalten, dann bis zur nächsten Begegnung ihrer nicht mehr gedacht. Hier in Rom war es anders. Gleich am ersten Tage hatten sie sich zufällig getroffen, und seitdem suchte er ihr wieder zu begegnen, so oft das möglich war. Was ihn in ihre Nähe trieb, bezeichnete er mit dem Ausdruck „anziehend, verständnißvoll.“ Nach Außen hin trug er den lachenden Philosophen zur Schau — wie es in seinem Innern aussah? nun, ähnlich wie bei Jrmgard, unbefriedigt, ruhelos. Ihre Schönheit, ihr eigenthümlicher Reiz waren nicht die Ursachen ihrer Anziehungskraft für ihn, des glaubte er sicher zu sein.

Sie trat im dunklen Straßenanzug aus dem Nebenzimmer.

„Wohin also? Zu dem Schwindler Cardello, dem alten Ambergio oder ins Ghetto? Sie sehen, ich bin für Alles gerüstet!“ Mit einer raschen Bewegung schleuderte sie dabei Landulf's Brief auf die Kohlen. Als das Papier aufflachte, lachte sie und rief: „Das ist nun wieder unverzeihlich, da habe ich keinen Sammelsinn bewiesen! Ein Autograph des modernen Michel Angelo!“

„So eingebildet ist Landulf nicht, um diesen Namen zu usurpiren,“ sagte Gnütram.

„Auch hat er keine Vittoria Colonna zur Seite, wie?“ fragte Jrmgard, vor dem Spiegel noch einmal ihre Hut-schleife ordnend. „Die — hätte Ihr deutscher Professor auch wol nicht verstanden!“

„Landulf erfreut sich, wie ich sehe, Ihrer Gnade nicht,“ antwortete Gnütram. „Sie müßten ihn sonst bereits besser kennen.“

Sie entgegnete nichts darauf, ließ den Gast eine Geduldprobe bestehen, indem sie erst die Bücher zusammenräumte und sagte dann: „Sie kennen sein Interieur — was, Idylle?“

„Ja, ja!“ das kam trocken heraus.

„Dann habe ich nicht Lust, es anzusehen und die Bekanntschaft seiner Frau zu machen. Für Idyllen schwärmen wir nicht, wie, Freund Gnütram?“

„Das kommt darauf an! Und nun schlage ich eine Fahrt zu Vater Abraham vor.“

Die schöne Frau nickte und stieg an seiner Seite die Treppen hinab. Aber Beide blieben heute schweigsam.

„Das sage ich, figlia mia, und ich bin sicher, so wahr ich Santa heiße und eine fromme Frau bin, daß die Heiligen mir bestimmen werden — das sage ich, ein Unsinn ist es von dem Professore, behaupten zu wollen, daß diese Wohnung ungesund sei!“ Signora Santa hielt dabei ihre rothgefrorenen Hände über den Kohlentopf und schüttelte das unfrisirte Haupt. „Was soll denn an einer so schönen Wohnung am Corso mit drei Balkons im ersten Stock wol ungesund sein? Halb Rom beneidet uns darum, und nur ein Deutscher kann es behaupten.“

Die schwarzhaarige Italia zog das Tuch enger um die

Schultern. „Enrico meint, die Kälte und die Luft — und der Arzt —.“

„Figlia mia, ich bin eine erfahrene Frau. Kind, mach Deine Augen auf und denke einmal nach! Wie viel Menschen müssen schon hierin gewohnt haben und wie viel werden noch darin wohnen — warum sollen wir es nicht können? Aber jetzt kommen diese Forstieri mit allerhand Ideen und die Regierung auch, und hier und da soll es anders werden und das und jenes ungesund sein! Und es hat sich doch immer so herrlich schön hier in Rom leben lassen, und wenn ich nur erst meine Erbschaft habe . . .“

Sie setzte den Scaldaro hin und raufchte mit der Seidenschlepp über den Steinboden. „Wenn ich die erst habe, mein Kind, dann gibt es nichts mehr zu wünschen, gar nichts mehr.“ Plötzlich aber wurde ihr Gesicht trübe; sie stieß einen tiefen Seufzer aus und sagte dann: „Nur — daß Du diesen Fremden geheirathet hast!“

„O, mama mia!“ rief die junge Frau wie erschreckt.

„Hab' Dich nicht!“ sagte Santa, den Ausruf der Tochter anders auffassend. „Ich bin ja selbst eine schwache Mutter gewesen, denn mit der Liebe, sieh, mit der hat man Mitleid, wenn man auch einmal ein Herz besessen hat. O, mein Ignazio! Ja, der war freilich ein Lamm! Und ein Römer, Italia, ein echter Römer! Und wenn er nur noch unsre Zeiten, Italia mita, erlebt hätte, von denen mein leiblicher Better, der Monsignore, freilich nichts wissen wollte. Ja, er war ein Römer! Und wenn Du nun meinetwegen noch einen Neapolitaner geheirathet hättest — ich würde auch sogar einen Sicilianer haben gelten lassen! ma! da muß sie mir einen Deutschen bringen. Boveretta, es kommt mir im Traum selbst nicht aus dem Kopf.“

Die Andere lächelte. „Du hast es schon viele Jahre mit angesehen, daß wir glücklich und zufrieden sind.“

Santa ließ sich mit dem Kohlentopf aufs Neue in einen Sessel fallen, der ein wenig unter ihr krachte.

„Zufrieden und glücklich! O heilige Madonna! Das kann heute so aussehen und morgen noch, aber übermorgen schon kann der Teufel sein Spiel haben.“

„Enrico liebt mich!“

„Si, si! Aber die Männer sind unbeständig!“

Italia sang eine Strophe und warf einen Blick nach dem Spiegel hin. Sie war ja schön. Die Mutter wußte um den Gedanken ihres Kindes.

„Ja, ja! Und heute finden sie Schwarz schön und morgen Blond! Die Männer sind Ungeheuer. Ignazio war ein Lamm — aber —“

Die schwarzen Augen Italia's öffneten sich weit. „Aber, mama mia?“

„Ich mußte ihm scharf auf die Finger sehen, als ich älter wurde.“

Die Tochter hatte keine Antwort darauf, nur ein überlegenes Lächeln.

Santa gestikulirte mit den rothen Fingern.

„Natürlich, Du bist jung, unerfahren, Du denkst, Du wärest ganz sicher! Ach, Männer! Ich weiß Geschichten. Und wenn es zu spät ist, da kannst Du ein Punttum machen. Das heißt, die heilige Madonna soll Dich bewahren, daß Du das erlebst.“

„Enrico,“ sagte die schöne Römerin, „ist ein treues Gemüth und er ist ja gar kein junger Mann mehr, bald fünfzig, und ich habe viel Zeit noch, bis ich alt bin und werde ihm immer gefallen!“

Der Scaldaro wurde mit einem Nuck hingesezt, die Signora schnellte empor und stand mit weit aufgerissenen Augen und erhobenen Händen vor der Tochter.

„Du sprichst! Du sprichst! aber denken, das thust Du nicht. In dem Alter, da sind sie am gefährlichsten. Wenn sie vorher nichts begangen haben und es kommt auf einmal über sie. Und mir ahnt's, mir ahnt's — o, mein armes, unglückliches Kind!“ Und Thränen stürzten aus ihren Augen und sie riß die Tochter an ihre Brust, als sei schon ein Unglück geschehen.“

Ehe die schlank Frau sich noch hatte befreien können, sprach hinter ihnen eine Stimme einen frommen Gruß — ein Geistlicher war eingetreten. Santa stieß einen Schrei aus und trocknete ihre Augen.

„Don Luigi, da kommt Ihr wie gerufen zu zwei armen, betrübten Seelen und tröstet uns nur nach Herzenslust mit Euren guten, geschiedten Einfällen, denn mein Schwiegersohn, von dem Ihr ja wißt, daß er Eure Besuche nicht besonders gerne sieht, der ist nicht zu Hause.“

„Che tempaccio!“ sagte der wolbelebte Herr mit dem rundlichen Gesicht und den gutmüthig blickenden Augen und legte seinen dreieckigen Hut auf einen Stuhl. „Ja, ein Hundewetter und nun, was hat sich denn ereignet?“

„Gar nichts,“ entgegnete die junge Frau, zwischen Verlegenheit und Stolz kämpfend.

„Dio mio!“ rief Signora Santa und schlug die Hände zusammen, „das nennt sie gar nichts, wenn ich sie vor der Unbeständigkeit der Männer warne und den Gefahren —“

Der Abbate rieb die Hände übereinander. „Freilich,

freilich, die Welt ist voller Gefahren und die Hölle frohlockt gern und der Mensch ist eine schwache Creatur!“

„Da hörst Du's!“ sagte die Signora, „und Luigi, mein theurer Better, ist ein erfahrener Mann, ist ein Sacerdote! Daß sie einen Fremden hat, das ist mein Unglück! der ist nicht allein zweizüngig und spricht sein Deutsch, nein, auch noch Französisch und Englisch. Wer kann da wissen, was der Mann Alles in den andern Sprachen redet! Dio! ich habe es auch nie gelitten, daß meine Italia eine andere Sprache gelernt hat.“

„Aber,“ und diesmal blinzelte der geistliche Herr ganz schlau, „sie hat mit dem Fremden italienisch reden können.“

„Ja,“ gab Santa zu und senkte den Kopf, „die Liebe, das ist eine Teufelsfabe, die findet sich zurecht und wenn Eins sogar stumm ist.“

Eine Magd brachte Zeitungen herein, welche Italia sofort auf einen sichern Platz legte.

„Da ist auch allerhand Unverständliches zu lesen,“ sagte die Alte.

„Nun, mit Lesen und Schreiben hat sich Cousine Santa nie viel besaßt,“ meinte der Priester.

„Nein, wozu auch!“ antwortete sie naiv. „Beten konnte ich auswendig und mehr braucht eine Frau nicht. Der Professor hat freilich andere Gedanken, und wenn ich an die armen Bambini denke und wie viel die sich einmal plagen sollen, so möchte ich jetzt schon weinen. O, Italia, mein Kind, und wie werde ich noch über Dich weinen, er ist ja auch ein Künstler.“

„Freilich,“ bestätigte der Sacerdote und sah die Cousine verständnißvoll an, „und da steck's. Eben ist mir die Signora Rilda begegnet, ganz aufgeregt; sie wollte in das Atelier ihres Mannes, der zwar nur ein Landschaftler ist, aber sie meinte, es sei nicht ganz geheuer dort. Sie müsse sich durch den Augenschein überzeugen.“

Santa stöhnte leise.

„Ja, freilich!“ fuhr der geistliche Herr fort. „Sie fragte auch nach Italia und wie es da stehe und fügte hinzu: Ein Bildhauer! Nein, das hielt ich nun gar nicht aus, und sie habe gehört, der Signor Enrico modellire gegenwärtig eine deutsche Prinzessin, die ihrem Manne fortgelaufen sei — das, das würde sie nicht aushalten.“

Die junge Frau gab keine Antwort, nur die Lippen preßte sie ein wenig fester aufeinander.

Santa seufzte wieder. „Ich weiß, es kommt das Unglück. Und wenn ich dann nur erst meine Erbschaft habe, dann kam mein unglückliches Kind Allem trogen, denn Geld ist noch besser als Liebe. Und Luigi mio, nun will ich es auch mir gestehen, begonnen hat es gleich nicht gut. Meint Ihr, ich hätte meinen Schwiegersohn nach der Heirath bewegen können, nach Brauch und Recht in die Kirche Santa Maria della Pace zu gehen, um dort die Messe zu hören — was eine friedliche Ehe gibt — nicht um die ganze Welt! Und was für ein Tyrann ist er und verlangt Dinge, um die sich fast kein Mann zu kümmern pflegt. Alle paar Wochen sollen die Fenster gepußt werden und eine ordentliche Familie besorgt doch das erst zu Ostern, wo der Priester das Haus weicht, und der Lärm, wenn einmal einige Knöpfe an seiner Wäsche fehlen — mein Lamm, der Ignazio, hat über so etwas nie ein Wort verloren.“

„Pazienza, pazienza!“ beschwichtigte der geistliche Herr. Santa aber hielt die Hände empor.

„Geduld, sagt Ihr! Ach, das ist ein Wort, um das zu finden, braucht man nicht eben ein Sacerdote zu sein. Es hat aber zeit lebens mit der Geduld bei mir gemangelt! Italia mia,“ sie drehte sich wie ein Kreisel nach der Tochter um. „Weißt Du um die Geschichte mit der weggelaufenen deutschen Prinzessin?“

Die junge Frau gerieth in Verlegenheit. „Enrico modellirt viele Leute; ich kann mich nicht um alle kümmern.“

„Dio mio! Wozu bist Du denn seine christliche Ehefrau! Mein Ignazio hätte so etwas nicht wagen sollen! Er war freilich nur ein einfacher Impiegato bei der Post, aber solch ein Beamter, dem ich auf die Finger sehen kann, der ist mir lieber, als ein berühmter Künstler, welcher in allen Zungen redet.“

Italia erwiderte nichts, sie horchte auf den Klingelzug und sagte dann: „Da kommt Enrico!“

„Ja, das ist sein Angehör!“

„Schnell, schnell!“ rief Dame Santa dem Priester zu, „kommt in mein Zimmer, da spielen wir Karten. Und wißt Ihr noch etwas? Nach dem Pulcinell sollt Ihr mich einmal bringen, der Enrico thut's nicht — natürlich, ohne Euer geistlich Gewand,“ dabei hatte sie ihn trotz seines Protestes hinausgezogen.

„Du siehst heiter aus, Enrico!“ rief Italia dem Gatten entgegen.

„Meine Arbeit wird gut und die Aufgabe interessiert mich, es ist ein bedeutender Frauentopf.“

„Diese — deutsche Prinzessin,“ fragte sie zögernd. Er lachte, zu ihr herankommend.

„Sie ist keine Prinzessin; ich weiß auch nichts Näheres über sie.“

„So redet Ihr nicht mit einander?“ Sie blickte ihn dabei erwartungsvoll an.

„Kind!“ sagte er, „freilich reden wir über viele interessante und gelehrte Dinge sogar, nur nicht über uns selbst.“

„Diese deutschen Frauen lernen so viel,“ Italia's Mund verzog sich dabei etwas spöttisch, „aber lieben sollen sie nicht können, wie wir, kalt sollen sie sein, sagt man, wie Schnee und Eis es sind in ihrer Heimath.“ Sie zog dabei fröstelnd die Schultern zusammen.

Landulf antwortete nicht, er sah auf einem Nebenisch Aschenreste.

„Du hast wieder geraucht, Italia?“ fragte er strenger redend, als sonst. Sie schlug die Augen nieder.

„Wenn Du wüßtest, Enrico, ach, es ist ja doch ein unschuldiges Vergnügen, wie die Mutter auch meint.“ Er legte ihr die Hand auf den Arm. „Aber es verdirbt Deine guten, weißen Zähne und Deine Lippen —“

Sie hielt ihm dieselben hin, doch er berührte sie nur flüchtig.

„Wenn alle Welt es schön findet, daß unsere Frauen rauchen, ich liebe es nicht und ich habe auch geglaubt, es sei kein zu schweres Opfer für Dich.“

„Verzeih,“ sagte sie demüthig, „ich kann mehr thun als das!“

Auf seiner Stirne lagen Falten; er fuhr fort, wo sie gestockt hatte: „Aber weder mag ich Deutsch lernen, meinem Gatten zu Liebe, noch der Cigarre und Cigarette entsagen.“

„O Enrico,“ flüsterte sie beschämt.

Er faßte nach den Zeitungen.

Italia stand eine Weile, sah ihn an, schien etwas sagen zu wollen und nicht den Muth zu finden. Als er die Blätter auseinander gefaltet hatte, ging sie hinaus.

Landulf aber mochte nicht lesen; er ließ die Zeitung wieder sinken, strich über seine Stirn und murmelte vor sich hin: „Penelope! Ja, Frau Irmgard, wenn Sie einen Blick hierher werfen könnten, ganz zutreffend würden Sie das Bild doch nicht finden. Des Odysseus tugendsame Gattin hätte nicht zum Tabak gegriffen, aber sie würde sicher neben ihre Webarbeit eine deutsche Grammatik gelegt haben, gäb's damals schon solche, und hätte der Held von Itaka diese Sprache gern aus ihrem Munde gehört! Nein, ganz trifft es nicht zu!“ Und er biß dabei zornig die Lippen zusammen.

Seine junge Gattin kam zurück, den dreijährigen Knaben an der Hand.

„Sag dem Papa guten Tag, Enrico!“

Er hob den schwarzlockigen Buben empor, der fuhr ihm jauchzend mit den Armen um den Hals.

„Wie heißt Du?“ fragte der Vater, ihn liebevoll.

„Enrico Landulf!“ schwante das Kind vergnügt. Der Künstler setzte den Knaben nieder. Es that ihm plötzlich weh im Herzen, als er dachte, daß die Sprache seiner Heimath dem Kinde eine fremde sein würde.

Italia sah, daß ihr Gatte zerstreuter war als sonst, sie nahm Enrico wieder an ihre Seite, und als Jener aufs Neue, zum Zeichen, daß er nicht weiter gestört sein wollte, nach den Zeitungen griff, fragte sie mit gleichgültigem Tone von der Thüre zurück: „Sage mir eins, Enrico mio, ist diese deutsche Frau in Deinem Atelier blond oder schwarz?“

„Sie ist blond!“

Draußen hob sie das Kind zu sich empor und küßte es heftig.

„Blond, und die Mutter sagte, die Männer sind unberechenbar. Blond! und ich bin schwarz und vielleicht kommt ihm auch die Sehnsucht nach einer Abwechslung.“ Thränen standen in ihren schwarzen Augen; sie drückte den Knaben so fest an sich, daß er einen lauten Schmerzensruf ausstieß und rief leidenschaftlich: „Nein, Enrico, nein! sie soll ihn uns nicht nehmen, den Papa, die fremde Frau, sie soll es nicht, wir leiden es nicht!“

Irmgard von Beeren und Gnüttram saßen auf der Terrasse vor der kleinen Malteserkirche del Priorato auf dem Aventin. Sie hatten die Aussicht auf den Tiber, auf die Stadt mit ihren Kuppeln und Thürmen bewundert, von der Marmorata und den alten Zeiten geredet, dann campagnemwärts gesehen, über den Monte Testaccio hin gen San Paolo fuori le Mura, auf die Pyramide des Cestius und den cypressenumfüllten Kirchhof der Protestanten, und waren stiller und stiller geworden. Warmer Sonnenschein floß über Alles hin und der Himmel war tiefblau; sie erinnerten einander nicht daran, daß im deutschen Vaterland Schnee lag und die Flüsse von Eis starren. Gnüttram sah längst nicht mehr das, was sie umgab und ihnen zu Füßen lag, er hatte vorhin die Blicke tief in die Augen der schönen Frau gesenkt und gedacht, wie herrlich es aussehens müßte, wenn dieselben einmal so recht glückselig aufblickten und wie beglückt der sein müßte, dem das gelte!

Und sie hatte gedacht, daß da unten eine vieltausendjährige Vergangenheit ruhe und daß Menschen damals wie heute lebten, fühlten, irrten, litten — und daß das Schicksal und die Herzenskämpfe eines Einzelwesens so gleichgültig

feien all den Massen gegenüber, die entstehen und wieder vergehen, und sie hatte gewünscht, sie möchte ohne Leben und Empfindung sein, wie eins der Steinbilder, die man aus Rom's glanzvoller Vergangenheit gerettet. Ein solches Steinbild wurde ja jetzt auch von ihr angefertigt; sie sah plötzlich Landulf's kleines Atelier vor sich und sagte, zu Gnütram hingewendet: „Ah, Professor Landulf hat ja wol nach mir gefragt, ein Stückchen Biographie haben oder wissen wollen,

„Gnädige Frau!“ stieß er traurig hervor. Sie schlug die schlanken Hände zusammen. „Mein Himmel, in welcher wehmüthiger, weicher Stimmung sind Sie denn heute? Ich wußte nicht, daß Sie auch sentimental sein könnten.“ Seine Lippen zuckten. Sie mochte denken, er unterdrücke irgend eine seiner ironischen Bemerkungen aus Rücksicht. „Nein,“ rief sie lebhaft, „ich lege Ihnen keinen Zwang

getragen und deutete auf das gelb und trüb dahinfließende Wasser des Tiber.

„Hier auf dem Aventin wohnte ja wol der römische Plebs? Und dort den Tiber aufwärts kamen die Schiffe mit der reichen Kriegsbeute und die Prachtbarkeiten der Vornehmen. Glauben Sie mir, Freund Gnütram, ich bin nicht von schlechter Gemüthsart, ich habe früher nie gewußt, was Neid war, aber ich kann Ihnen sagen, begehrlischer und sehnüchtiger haben



O süßer Anblick! —
Wo auf Gottes Erden
Kann lieblicherer Kranz ge-
wunden werden
Als dieses Rund von holden Men-
schenblüthen! —
So mög' euch Elternliebe zärtlich
hüten
Im Schuß der Engel, die auf
Himmels-Auen
„Allzeit des Herrn erhabnes
Antlitz schauen!“

R. BRENDA MOURXA.

ob es wahr ist, was die Leute hüben und drüben zusammenreden und was Einen dann so in die Fremde zu begleiten pflegt als gute und böse Gesellschaft?“ Es lag etwas Herbes in ihrem Ton.

Gnütram sah sie treuherzig an. „Er hat nur aus begreiflichem Interesse gefragt.“

„Und Sie haben ihm erwidert,“ forschte sie, den Athem anhaltend.

„Ich konnte nichts antworten, denn ich weiß zu wenig.“ Sie lachte, auch das war ohne den sonstigen melodischen Klang.

„Da Sie nicht medifiziren wollten —“

auf — reden Sie — reden wir heute einmal von uns selbst! Und wenn Sie wollen, so beginne ich.“

„Gnädige Frau!“

Sie sah in die Landschaft hinaus.

„Wir sind ja gute Freunde und Ihr Freund, Professor Landulf, möchte etwas über mich wissen — oh hien!“

Er fühlte, daß sie das Alles einen Kampf koste, aber er wagte doch nicht, ihr mit einer Bitte zu wehren; er war so stolz auf die vertrauliche Art, in welcher sie mit ihm verkehrte.

Sie lehnte sich auf dem Holzstessel zurück, welchen der gefällige Diener aus der Malteser Comthurei für sie herbei-

die Augen der Besitzlosen nicht von hier oben herunter geschaut auf all das, was die Tiberwasser brachten, als ich jetzt zuweilen auf glückliche Menschen sehe!“

„Glückliche Menschen,“ sagte er, „glauben Sie, daß —“

„D,“ wehrte sie, „keine Hypothesen jetzt oder philosophische Definitionen über das, was Glück ist. Anscheinend Zufriedene sind mir ein beinahe verhasster Anblick und der Wunsch, Macht zu haben, um jedes einzelne, scheinbare Glück zu zertrümmern, ist schon mehr als einmal über mich gekommen.“

„Welchem denkenden Menschen kommen nicht die abenteuerlichsten Ideen,“ fiel Gnütram ein. „Ich habe ja aber

neulich erst Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie es Ihnen Freude macht, glückliche Zustände zu schaffen."

"Bah, keine Dienstbotengeschichten hier!" sagte sie rasch. "Genug, ich leide, wenn ich Andere sich des Daseins freuen sehe. Aber davon wollten wir ja eigentlich nicht reden, nicht von Empfindungen, sondern von äußeren Schicksalen. So viel ich von Ihnen zu wissen glaube, sind Sie auch allein — beneidenswerth; unabhängig pflegen die Menschen das zu nennen."

"Ja, beneidenswerth!" wiederholte Gnütram leise. "Ich habe meinen Zustand selber oft so bezeichnet, es gibt auch Stunden, wo er mir noch so erscheint. Seit Jahren bin ich allein; ich meinte früher, ich hätte den Beruf zur Geselligkeit, eine einzige herbe Erfahrung belehrte mich eines Bessern. Ich habe erst nach und nach Menschen wieder ertragen lernen und nur neben der Natur und neben der Kunst vermag ich das — aber, ich hatte ja nicht von mir reden wollen, sondern möchte Sie hören."

"Die Welt sagt, daß ich von meinem Gatten geschieden bin, das ist wahr!" begann Jmgard mit ruhiger Stimme, "geschieden, weil wir nicht miteinander leben konnten. Wir haben uns aber aus wirklicher, gegenseitiger Liebe geheirathet."

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Johannes Trojan.*

Wenn je eine Liebersammlung dem Leser den Eindruck gemacht hat, als sei beim Schaffen und Formen der einzelnen Dichtungen an ihn am wenigsten gedacht worden, so ist es sicherlich die, welche unter obigem Titel soeben ins Publikum hinaustritt. Der ganze kleine, reizend in grün-goldiges Gewand gekleidete Band ist nichts als stille selbige Selbstbefriedigung eines mit dem vielgestaltigen Leben der Natur innig verbundenen, ja tief verwachsenen Dichtergemüthes; an Zuhörer und Publicum hat der Poet, wie er sinnend durch Feld und Flur dahinschritt und die wechselnden Empfindungen seines Inneren schlicht und ungekünstelt vor sich hin sang und summete, wol ebenso wenig gedacht, wie die Haideerde auf der Spitze der einsamen Felbrüster oder die Goldammer am stillen Wiesenrain. Aber wie der wegemüde Wanderer, abseits im Gebüsch oder verborgen unter überhangendem Schwarzdorn im Feldgraben ruhend, die süße klare Weite des einsamen Vogels belauscht und sich im Herzen erquickt davon fühlt, so auch der sinnige Leser dieses köstlichen Büchleins, in dem ein echter Dichter die vom Wehen und Walten der Natur tief bewegte Klangfrohe Seele ausstirmt. Man wird nicht müde, ihm zu lauschen; und ist er endlich verstummt, dann steht man wol, jenem Wanderer am Grabenrande gleich, gestarrt und erquickt auf und seht die Wanderung durch die Pflichten des Tages frischer, ermunterter fort. Noch lange aber klingen seine Poesien im Herzen nach, "Musik für das innere Ohr und Malerei für das innere Auge, aber gedämpfte Musik, aber verschwebende Malerei," und zu den schöneren Stunden des Lebens rechnet man fortan auch jene, da der Poet mit den sinnenden Augen und dem liebesfüllen Munde an uns vorübergezogen.

Schwer und vielleicht vergeblich ist es, durch Hervorhebung dieses oder jenes Liedes, dieser oder jener Strophe dem, der nicht mit uns den Dichter belauscht hat, einen ähnlichen Eindruck, wie wir ihn selbst empfangen, bereiten zu wollen; doch soll es versucht werden; damit verbinde sich die warme, ernst gemeinte Mahnung, das inhaltsreiche Büchlein "für gute und böse Stunden" selbst zu erwerben und fleißig darin zu lesen: mit ihm zieht Wald- und Wiesenluft und Blätterrauschen und Baches-Plätschern auch in das engste, dumpfigste Stübchen ein, und man fühlt ein Flügel-Regen und Breiten der eigenen Seele!

Sinnend schreitet der Dichter durch den Frühlingwald zur Wiege: wie trostreich und verheißungsvoll muthet's ihn auf Schritt und Tritten an!

Der Eiche jungbelaubter Zweig Goldbräunlich noch ein kurzes Weilschen bleibend, Farnkraut im Wald, Springbrunnengleich Die Blätterstrahlen aus der Erde treibend!

* Leipzig Verlag von A. G. Liebeskind.

Welch Reimen auf dem Grund von Moos, Das dürre Laub durchwachsend oder lebend! Vom Boden macht sich zierlich los, Jollhohes Baumwerk, Efen Schatten gebend.

Der Wiesen tiefsmaragnnes Grün, Der Vogel Sang, die ihre Nester bauen! — Wer kann sich dir, Natur, entziehen? Du zwingst ihn sanft, dir ins Gesicht zu schauen.

Und was auch seine Seele drückt, Er mag getroßt zu dir die Blicke wenden, Zu sehn, welsch hoher Reiz dich schmückt, Und — daß sein Leben liegt in guten Händen!

Fortschreitet das Jahr. Der Frühling ist dahin. Frühjommerstag grauet.

Es zieht ein fahler Schein Am Himmel auf; hellrother Schimmer Glänzt schon die Wolken an von Osten her. Die Sterne sinken unter, wie im Meer Todmüde Schwimmer.

Vom Bett aufsteht der Wind, Schlaftrunken, noch im halben Traume, Greift in die Luft ein Zweig, läßt angeweht, Und schwankt und zittert, und ein Schauer geht Von Baum zu Baume.

Ein Vogel ruft im Holz, Ein anderer noch; aus allen Nestern Wird froh der Tag begrüßt, der sich erneut. Begehrend drängt das Leben sich zum Heut, Fern liegt das Gestern.

Sommerstiller Tag. Der Dichter steht am Felbrain und blickt voll Rührung über die reisende Saat hin:

Was für ein feierliches Schweigen Ueber den Aehren, die sich neigen, Ueber den Halmen, die leise schwanen; Nun kommt, zu nehmen und zu danken! —

Die Ernte beginnt:

— Da ruft die erste Sense; aus der Weite Antwortet ihr mit scharfem Klang die zweite. Nun wird's lebendig! Wolbewehrte Ritter. Zur munteren Feldschlacht ziehen aus die Schuttr. O Himmel, blick nun freundlich auf die Erde, Daß, was du gabst, auch wol geborgen werde.

Und hast du dann das Brot uns zugemessen, So gib uns auch, daß wir's in Frieden essen. Und gib uns auch, du Geber aller Gaben, Daß es ausreicht, bis wir das neue haben! —

Der Wind geht über die leere Stoppel. Kühler und kühler wird's draußen. Das Dunkel und die Kälte fangen an, zu überwiegen. Die dämmernde Frühe des Octobertages stimmt des Dichters Herz zu ernstern Gebanten:

Herbstmorgen hat die Flur gewekt; Sie regt sich nicht, die Nacht war hart. Purpurne Blättchen, überdeckt Mit Berlen, sind noch ganz erstarrt.

Ein blauer Duft Füllt Alles ein; still ist die Luft.

Brombeer greift rankend über's Feld, Des Wanders Fuß erschrickt vor ihr. Raubvogelschrei mitunter gellt Von fernher aus dem Waldrevier.

Und wieder bald Wird Alles still, kein Laut erschallt.

Auf einmal, einem Schatten gleich's, Taucht aus dem Nebel das Gespann Des Flügers auf, und langsam steigt's Gemessnen Schritts am Berg hinan.

Und wendet um, Im Duft verlassend wiederum.

O Korn, nun bald weich zugebedt, Ruh sanft, schön ist dein Bett gemacht.

Bis dich die Frühlingssonne erwedt, Bis dahin ist manch lange Nacht.

Wer wird einst sehn Das Aehrenfeld in Wogen gehn? —

Vielleicht der Dichter selbst nicht mehr? In erstem Sinnen wägt er den Gedanken. Aber wer so ins ewige Leben der Natur, in das allgütige Walten der Weltregierung tiefste Blicke gethan hat, wie er, den drückt die Sorge um ein künftigh nicht darnieder, und so ruft er zum Schluß dem eignen Herzen getrosten Sinnes zu:

"Darum sei wolgemuth und voll Vertrauen! In gute Hand fällt, wer sein Leben schließt; Und wer den Frühling athmend wieder grüßt, Der wird auch wieder, was ihn froh macht, schauen."

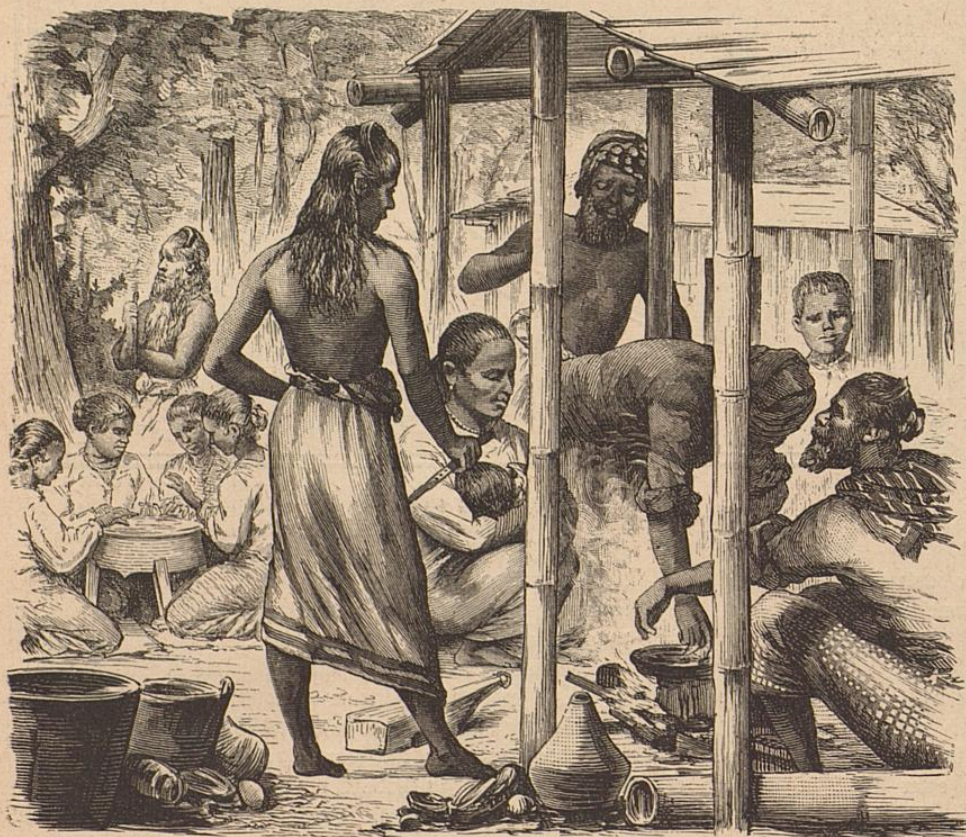
2. 3.

Die Singhalesen im Zoologischen Garten zu Berlin.



rüher, als wir erwarten durften, ist der Wunsch, der gelegentlich einer Besprechung der Kalmücken im Zoologischen Garten an dieser Stelle geäußert wurde: "die Direction des Gartens möge fortfahren, durch Vorführung interessanter Völkertypen außereuropäischer Erdtheile die Bebeutbarkeit des Instituts und sein Interesse für das Publicum zu steigern," in Erfüllung gegangen. Wenige Tage schon nach Abzug der Steppenbewohner zog in deren weitgestrecktes Gehege unter den laubigen Bäumen des Parks eine Schaar brauner, schlanker,

intelligent blickender Menschen ein; ihre Habe trugen trefflich geschnitte Elephanten in großer Anzahl, ihre leicht gebauten Wagen wurden von kleinen schnellfüßigen Zebu-Ochsen gezogen, und rasch erhoben sich an denselben Stätten, wo noch eben die sitzbedeckten Kegelhütten der Kalmücken gestanden, die leichten luftigen, aus Bambusstämmen konstruirten, mit hellen Palmbaummatten überzogenen Behausungen singhalesischer Männer, Frauen, Mädchen und Kinder. Schnell waren die Söhne und Töchter der alten märchenhaften Taprobane in ihrem neuen Heim installiert. Nicht lange, so flammte das erste Herdfeuer auf, und der geliebte Curry-Reis, von den Sonnengestirnen Ceylons mitgeführt, brodelte im Kessel, an dem die fremden geschmeidigen Gestalten zur Bereitung des ersten Mahles in der deutschen Reichshauptstadt niederhockten: ein interessantes Bild von materiellem Reiz! — Diese Männer mit den unter schwarzem Seidenhaar intelligent hervorblühenden Augen, dem edel geformten dunkelbraunen Antlitz, bekleidet nur vom Gürtel bis zu den Füßen mit einem bunten Baumwollentuch, das eng den schlanken Leib umgibt; diese Frauen und Mädchen, klein und zierlich, in hellfarbigen Jacken und grellbuntem langherabfallenden Hüftentuch, die feinen Glieder der Extremitäten mit Silberringen geschmückt; diese allerliebsten brolligen malerisch-schönen Kinder, die in neckischem Spiel oder in häuslichen Hilfs-Verrichtungen eine angeborene Grazie der Körperbewegung verrathen — wie anders muthet uns ihre Erscheinung an im Vergleich mit den plumpen eben abgezogenen Fremdlingen, wie weht noch um sie die Anmuth einer paradiesischen Heimath, die Leichtigkeit eines von der gütigen Natur selbst aller Sorgen überhobenen Daseins! Selbst die oft so fürchterlichen Thierkloffe Indiens, die Elephanten, leben traulich mit ihnen wie anhängliche Hausthiere und schleppen gebuldig in ihrem Dienst schwerer Lasten, durch nichts belohnt, als durch ein ermunterndes Schmeichelwort ihrer Herren und Herrinnen. Während dessen haben sich die Mädchen um die große freistehende Pauke niedergehockt und trommeln mit zierlicher Handbewegung nach einem gewissen Rhythmus unermüdet auf dem durch Wärme-Einwirkung straff gespannten Paukenfell, bis alle Arbeit gethan ist; singen auch wol eine einträgliche melancholische Weise dazu, accompagnirt von dem ernstblickenden Kochkünstler, der unter dem Ruchenschuppen am Feuer hockt und die Fische in der Pfanne wendet. Sind schließlich alle wieder beisammen, dann wird das Mahl (dem der Curry-Zusatz eine für unsere Zunge unerträgliche Schärfe verleiht) fröhlich eingenommen, und der heiteren Stimmung gibt schließlich der die Singhalesen begleitende schwarzhäutige Hindu, der allzeit muntere Gracioso der Gesellschaft, vollends Ausdruck, indem er auf eine Matte niederhockt und unter lebhaftem Gebardenpiel und unermüdetem Geplapper Zauberkünste mit Bechern, Stab und Kugeln executirt. Abwärts aber



Pauken-Concert.



Mahlzeit-Bereitng.

Singhalesen-Typen.

In der Arbeit.

Zebu-Fahrzeug.

vom munteren Schwarm hat einer der schlanken braunen Fremdlinge inzwischen mit wunderbarer Schnelligkeit und Geschmeidigkeit einen hohen äpfelosen Baum des Geheges erstiegen, und aus dem windbewegten Wipfel blüht er lange — wie sehnsüchtig — in die weite Ferne hinaus. Es ist als würde er — mit dem Auge wie mit der Seele — sein schönes Heimathland an den Ufern des Walara-Ganga, das sonnenblühende Haupt des Pöbura, die wogenden Palmwälder an seinem Fuße, und die blühenden Zimmgärten der Küste, an der das Weltmeer mit nimmermüdem gigantischen Wogenschlag auf- und nieder-rauscht. Schönes gesegnetes Land! Wann werden deine in Weltenferne von dir getrennten Kinder dich einmal wiedersehen?

3.

Die Mode.

Sie sind unerbittlich, Herr Redacteur, ich weiß es! Ihre Gründe zwingen: die Saison steht vor der Thür. Eh bien! Wintermoden! Das lachende Antlitz der herblichen Natur ist ja auch nur die heitere Maske, die uns eine kurze Spanne Zeit über die bevorstehende Unbill der rauheren Jahreszeit täuscht. Und die Mode hat sich, daß ich es nur sage, auf den Empfang der letzteren ernstlich gerüstet. Dafür sprechen lange und weite Umhüllungen, Mäntel und Bedingotes aus schweren, dicken Stoffen. Thatsächlich wird man darin vom Hals bis zu den Fußspitzen vergraben und jede Schönheit der darunter befindlichen Toilette verdeckt sein. C'est une tenté-abri! sagen die Vollblut-Contouriers, getränkt im Gefühl ihrer Leistungen, denn die große Pelisse raubt ihnen den Zoll der Bewunderung, der andererseits den Confectionairs ungetheilt spendet wird. Unstreitig sind die Mäntel schön! Schön auch die verwendeten Stoffe, unter denen sich, wie ich Ihnen bereits früher angedeutet, der Plüsch und der ottoman mit Sammet broché als die vornehmsten behaupten. Ganz exquisit nehmen sich dieselben in dem faltigen Arrangement des Mantels und seiner weit überhängenden Aermeltheile aus. Dazu die wahrhaft üppige Verschwendung von Chenille als Borten, Franzen, Rosetten, ferner die Vermicelles, Bienen- und Perlengarnituren und das vornehme Atlas- oder Seidenfutter von goldgelber, hochrother oder bräunlicher Farbe. Nicht minder schön als diese meist schwarzen und dunkelbraunen Mäntel sind solche von Vigogne- oder Tuch, floconné melé in heller Farbe. In der Länge und Weite stehen sie jenen in nichts nach, auch des wattierten Seidenfutters ermangeln sie nicht, nur geben sie dem Verfertiger ein Motiv zu noch reichlicher Ausschmückung. Dunkler, z. B. brauner Sammet auf modischerer Vigogne, dazu Passementieren aus modischerer Seidenfärbung und brauner Atlasborte in Palmettenform, auf den Sammettheilen angebracht, modische Vermicellefranze (beiläufig: ist es nicht bizarr, so schöne Garniturartikel unter der häßlichen Bezeichnung „Rattenchwanz- und Blutegehänsel“ ihren Weg durch die Welt der Moden nehmen zu lassen?) wirken ganz vortrefflich (Abb. 1). Auch in Grau und Schwarz ausgeführt ist ein solcher Mantel von brillantem Effect. Unsere jugendlichen Damen lehnen sich übrigens ganz entschieden gegen die Mäntel auf. Und mit Recht! Dieselben haben durchaus den Typus der Würde, des reiferen Alters. Wirklich jugendlich, ein bißchen kokett, doch grazios sind die anschließenden halblangen Paletots mit Umlege- oder hochstehendem Kragen, denen als Stoff ebensowol der Plüsch, der ottoman als auch Vigogne, Tricot, imitirter Astrachan, ferner jeder gemusterte englische Stoff zur Verwendung zusetzt. Die ersteren Stoffe haben die Eleganz von vorn herein für sich; doch bleibt es dahingestellt, ob nicht die meisten Damen den Paletot aus letzteren Stoffen wählen werden, die einmal eine reichere Anwendung und auch die Hinzunahme von Sammet oder gemustertem Plüsch gestatten, andererseits durch Plüsch, Puffen, Falten, gekräuselte Einjahtheile, Mollière-Plastrons und die unerlässlichen Spangen oder Agraffen am Halsausschnitt und im Taillenschluß dem ohnehin zierlichen Kleidungsstück noch mehr chic zu verleihen geeignet sind. Was übrigens die Agraffen anbelangt, so sind sie für die Wintermode geradezu de rigueur! Man wird sich ihrer Benutzung nicht entziehen können. Und warum sollte man auch eine Mode nicht mitmachen, die sich auf dem Toilettenbudget kaum nennenswerth bezieht, vorausgesetzt, daß man nicht gleich zu dem exclusiven Genre der upper-ten-thousand greift und als eine Nothwendigkeit erachtet, die Agraffen den sonstigen Schmuckstücken aus Gold und Edelstein gleichzustellen. Die beliebtesten ihrer Art sind aus oxydirtem, aus versilbertem, vernickeltem, verkupfertem Metall, aus facettirtem Stahl, aus geschmiztem Holz und aus Jet. Und klein sind sie keineswegs! Bisweilen erreicht ihre Höhe 8 Cent., bei der beliebigen plastischen Darstellung von thierischen Phantasiegebilden kaum ausreichend! Die Form der Agraffen ist höchst mannigfaltig, deshalb verzichte ich auf ihre Beschreibung; doch kann ich nicht unerwähnt lassen, daß die Antike vorherrschend ist, selbst in den Motiven der flachen schildförmigen Agraffentheile (Abb. 2 Paletot mit Agraffe, Abb. 3 Taille mit Agraffe). An den Taillen vermittelst sie übrigens in hübscher Weise den Abschluß irgend eines Garniturtheils, zumeist den der sehr beliebten Mollièregarnitur, die fast in jedem Stoff zur Geltung kommt. Mehr als bisher werden die Mollières als Ersatz des Fichüs fungiren und aus Füll, Gaze, Goldstoff, Spitzenstoff, Crepe u. s. w. hergestellt werden, da die Mollière-Einjahtheile an den Taillen bereits sich zur Uniform ausgebildet haben. Die Mode-Epidemien sind leider eine Plage unserer Zeit! Nichts wird schneller Allgemeingut als eine



1.



2.

gefällige Mode, aber kaum ist sie das, so ist es um sie geschehen und sie muß einer hübscheren, weil neuen, weichen! Gling es den knappen, kurzen Hüftentailen nicht ebenso? Die haben bereits ihr Vorrecht an die längeren Schoßtailen mit doppeltem Schoß, an die jaquetähnlichen Taillen mit Westentheilen, ja zum Theil an die Ueberkleider abgetreten. Zu letzteren eignen sich nun die schweren warmen Winterstoffe, mit denen wir so reichlich bedacht sind, ganz besonders. Tuch, leichter und schwerer Qualität, Serge Stoffe und Bison, ein ganz neuer, starker Stoff diagonalen Gewebes aus dem Haar des Bisonbüffels (Bezugsquelle in Berlin: Mode-Bazar Person u. Comp.), ferner die brochirten Plüschstoffe, Zusammenstellungen von Sammet und Kaschmir, gemustertem Sammet mit Atlas und Tuch versprechen alle beizens für unser körperliches Wohlbefinden zu sorgen, soweit es sich um die Wärme handelt. Nach wie vor bleiben uns die Arrangements aus zwei auch drei verschiedenen Stoffen, und es scheint dem Tuch die Hauptrolle zuzufallen. Die Schwere der Stoffe bedingt endlich mehr Einfachheit bezüglich der Garnitur und die glatten Röcke sind eigentlich à l'ordre du jour. Höchstens besetzt man sie mit absteichendem gemusterten Stoff, mit mehreren Reihen wölbender Borte (Herulesborte) oder am unteren Rande mit ziemlich glatten ausgeschlagenen Frisuren. Wer an der Einfachheit kein Genüge findet, wählt Chenillestickerei, Sammetapplication (Kleeblätter), Chenillefranze oder dergl. Dagegen wird nun aber der Ausgleich durch die Tunitas und die oberen Draperien herbeigeführt. Ist ein babylonischer Wirwar von Stoff und Arrangement! Das muß alles sich hoch aufbauend durch Puffen, Geträusel, Falten, lange Echarpes und wird gestützt und gehoben durch Tournüre und Rockhaarfiszen. Damit der Bau nicht gedrückt wird, sind die Taillen bisweilen im Rückentheile ohne jeden Schoßansatz; wo indessen der Schoß vorhanden ist, muß er faltig sein. Bemerkenswerth ist noch, daß die Taillen reich an Garnitur sind (Abb. 4). Chenillestickerei, Borten, Goldblitzen, Passementieren aus Seide und Metallfäden, brochirte und gestickte Stoffe, alles wird herangezogen. Zu dem Grau wirken Stahl und Stiderei aus Stahlperlen sehr schön. Wahrscheinlich wird aber auch diese Zusammenstellung schnell genug dem Wechsel anheim fallen; denn „Grau in Grau“ allerorten zu sehen, ist in der That ein wenig zu viel des Guten!



4.

Paris, im September.

Es ist nicht zu leugnen: wir befinden uns in einer gepanzen Situation. Seit Wochen, ja seit Monaten beherrscht die Gemüther der Damen (und ihrer Männer!) eine wachsende Sorge, schwebt — ausgesprochen oder nicht — auf aller Lippen die ängstliche Frage: „Ist die Crinoline in Sicht?“ Fragen Sie mich, so kann ich darauf nur erwidern: es sieht bedrohlich aus! Die Crinoline hat ihrem ersten Cclaircur, der sich, in Gestalt von kleinen Luftballons, Puffs oder vielmehr Tournüre genannt, an den oberen Theil des Rockes heftete, den jupon-crinoline folgen lassen. Derselbe ist nicht etwa ein bloßes Schreckbild, eine Seeschlange: er existirt wirklich, man muß bereits mit ihm rechnen! Es ist ein melancholischer Gedanke, die schönen Figuren unserer Damen wieder in der Crinoline verschwinden zu sehen, und doch wird, fürchte ich, aus Tournüre und jupon-crinoline die veritable Crinoline consequenterweise sich entwickeln. Lassen Sie uns diese erste Entwicklungsform „jupon-crinoline“ näher betrachten. Er ist vorn ein einfacher Unterröck in beliebiger Farbe und in beliebigem Stoff, hinten dagegen, bis an die Hüften heran, mit Reifen versehen, welche bis unter das Knie herabreichen. Man completirt dieses Doppelwesen der Modelaune mit einem Volant (Stiderei oder Spitzen), welcher unten angeknöpft wird. Mit anderen Worten, wir haben die Crinoline hinten, eine halbe Crinoline, wie man eine halbe Melone hat, und die Zeit ist gewiß nicht mehr fern, wo es heißen wird, die Crinoline wird rund sein, oder sie wird nicht sein! Vor eine solche Alternative gestellt, wüßte ich wol, wofür ich mich entscheiden würde, und meine verehrten Leserinnen gewiß auch! Sollte der jupon-crinoline wirklich sich zum Alleinherrscher aufschwingen, so werden die Damen in ihrem chez soi mit doppeltem Wolgefühl sich in die jetzt hochmodernen Planell-peignoirs hüllen, die sich mit ihrem Cardinalroth, ihrem eröme oder, last not least, mit ihrem blauen Johannisbeerroth um und ihrem reichen Spitzen-

besatz überaus grazios ausnehmen. Ganz dasselbe gilt für die matines, welchen in Frankreich seitens der jungen Mädchen der Vorzug vor den peignoirs gegeben wird.

Pardon, wenn ich noch einmal auf die Crinoline oder meinetwegen auf ihre Doppelgängerin zurückkomme: soeben lese ich einer meiner Freundinnen diese Zeilen vor und sie macht mir ob meiner Ungerechtigkeit gegen das neueste opus der Mode bittere Vorwürfe. Erpart sie nicht Unterröck und Tournüre? Ist sie nicht leicht? nicht lustig? bemerkte sie eifrig. — Nun ja, seien wir gerecht! Es wäre grausam, dem gepanzerten Ungethüm auch nicht eine einzige gute Eigenschaft lassen zu wollen. Dieselbe Tendenz verfolgt man übrigens jetzt auch bei der Coiffüre, ohne indessen mit ihr das menschliche Haupt zu verunzieren. Im Gegentheil: die Verbannung des falschen Haars, wenigstens für diejenigen Personen, welche von dem natürlichen Kopfschmuck selbst nur ein bescheidenes Quantum besitzen, erscheint in ästhetischer Beziehung als ein immerwährender Fortschritt, was freilich die Herren Coiffeurs nicht zugeben werden. Der Modegott, launisch wie Amor, ruiniert diese, während er den corsetières, den glücklichen Verkäuferinnen der tournures und jupons-crinolines goldene Schätze baut. Das Chignon vielleicht in der Erkenntniß, daß es mit dem Puff tief unten nicht mehr concurriren konnte, ist, wie der Suppenkasper, aus Mangel an Nahrung, aus Mangel an künstlichen Surrogaten gänzlich abgemagert, ohne sich dabei schlecht zu befinden. In Form einer einfachen Achse, den Nacken völlig befreiend, zielt er jetzt den Scheitel, bis zu dem er im Lauf der Jahre langsam emporgekommen ist. Während man früher das Haar in Zöpfe flocht und diese horizontal trug, rollt man es jetzt, was unendlich viel bequemer und überdies grazioser ist. Dieser Coiffüre schmiegt sich der Damenberühmte völlig an, von dem man drei Arten unterscheiden kann: die Füll-Capote, rund und sehr flach, den bekannten Minichshut aus Sammet, peluche oder satin, vorn fröncirt, und darum auch capote fröncée genannt, und endlich den farbigen Tyroler Füllhut mit sehr kleiner Krempe. All diese Hüte sind, trotz ihrer Verhöhnlichkeit der Haarfrisur entsprechend, jämmtlich flach, ihr innerer Rand klein und nur einen geringen Theil des Kopfes umspannend, ihre Garnitur sehr einfach oder gänzlich fehlend, wie beim Tyrolerhut.

Man hat nicht mit Unrecht von den Stoffen der Dichter behauptet, daß sie erspäht seien und kein Originalwerk mehr geschaffen werden kann. In dem famosen Proceß Carbou-Uschard, in welchem der Dichter der Dichte des Plagiats beschuldigt, aber glänzend freigesprochen worden ist, haben die literarisch gebildeten Richter den Carbou'schen Satz bestätigt, daß die Originalität nur in der Form gesucht werden könne. Stellen wir uns einen großen Modenproceß vor, etwa zwischen der couturière Sarah Bernhardt's und dem Fräulein Bartet von der Comédie, so würde das Urtheil nicht anders ausgefallen sein, und darum ist es auch ein eigen Ding um die sogenannten Originalzeichnungen der Darstellerin der frou-frou, nach denen sie bekanntlich ihre famosen Toiletten anfertigen läßt. Diese Originalzeichnungen geben lediglich ältere sujets in moderner, verjüngter Form. Die Modegöttin ist launisch; sie greift aufs Ungefahr in die Mode-Urne hinein, — und siehe, die schönere Hälfte der modernen Menschheit promeniirt plötzlich im Bois de Boulogne in einem Aufzuge, als sei sie den Gräbern früherer Jahrhunderte entstiegen. Ist es übrigens nicht ein seltsames Zusammentreffen, daß jetzt, wo der letzte der Bourbonen erst vor wenigen Wochen in die Gruft seiner Väter gestiegen und das mit goldenen Lilien besetzte Königsbanner ihm zum Leichentuch geworden ist, die faltenreiche Robe seiner weiblichen Ahnen die moderne Pariserin schmücken wird? Schwere Stoffe, mit Gold oder Sammet brochirt, absoluter Mangel an Volants, welche sie überladen und verunstalten würden, wie mancher überflüssiger Zierath die reinen, edlen Linien einer griechischen Säule; auch die Schleppe ist natürlich aus demselben Grunde unis. Die vorn und hinten spitz zulaufende Jacke läßt die Büste vortrefflich hervortreten, wozu auch die an den Schultern epauletartig aufgestuhten Aermel nicht wenig beitragen. Letztere, von früher her schon bekannt, sind neuerdings dahin modificirt worden, daß sie nicht mehr den Ellenbogen formen und unter demselben fröncirt (fröncées) sind.

Ich habe Ihnen schon in meinem letzten Briefe über die brochirten Wollentstoffe einige Mittheilungen gemacht; ich möchte sie heute ergänzen und vervollkommen. Die Babegäste und Touristen, zu denen Frankreich freilich eine geringere Quote stellt, als die nebelumhüllte Heimath eines Byron und Shakespeare, sind wieder heimgekehrt und haben uns diesmal die wunderlichsten, buntesten Curiositäten mitgebracht. Man sollte wirklich meinen, sie hätten sie aus allen vier Welttheilen zusammengebracht: Schneden und allerlei Weichthiere von den Dünen Trouville's und Dieppe's, Rosen und Raupen aus den Pyrenäen, Thierbüsten, wenn ich so sagen darf, Gott weiß woher, Palmen, Papageientöpfe aus dem Orient, chinesische Muster aus Tonkin. Ja, unsere schönen Touristinnen sind sogar noch weiter vorgebrungen in die mythologische Welt, aus einem Gretchen in eine Helena sich verwandelnd. Von dort stammen die Abbilder von Halbmenschen, Halbgöttern und ägyptischen Götzen, welche, ebenso wie das Muschelwerk, die Rosen, Palmen und Thierköpfe, ihr Promenadenkleid bedecken und diesem das Aussehen eines durch die Straßen getragenen Reclamebildes geben. Die Rosen zumal sind — zum Nischen einladen, so täuschend ähnlich sind sie gearbeitet. Eine geschickte Handarbeiterin verdient sich in der That mit ihrer Brochirkunst täglich dreißig bis vierzig Franks. Diese brochés, immer dunkler als der Fond, assortiren sich übrigens mit allen Farben, was natürlich nicht ausschließt, daß man dieser oder jener Combination den Vorzug geben wird, just so, wie dieser oder jener Façon. Gestatten Sie mir die Beschreibung einer reizenden Toilette; sie ist schön, weil sie anspruchslos ist: Moosgrün mit brochirten Rosenknospen; die Falten des Rock's (jups) derartig arrangirt, daß die Rosen sich innerhalb derselben befinden, das Grün oben; bei jeder Bewegung des Kleides bricht ein Rosenkimmer, wie aus einem geöffneten Blumentelche, hervor, um ebenso schnell zu verschwinden und an einer anderen Stelle aufzuleuchten. Ueber dem geschilderten Plüsch eine gleichgefaltete Draperie. Die Taille grazios spitz zulaufend. Vervollständigen wir diese Toilette mit wenigen Worten: ein kleiner vorder, grüner Füllhut, einem Tyrolerhut nicht unähnlich, mit einem rothen Papageientopf. Der Schleier ebenfalls assortirt.

Zum Schluß noch einige Notizen. Die schwarze Spitze spielt für die Damenmäntel der demi-saison eine große Rolle, besonders für die einfarbigen Blusen in Seide, Satin und Kaschmir. In der Coiffüre präncircirt sich der Geschmack immer mehr für das Degagirtes des Nackens. Der einfache Knoten wird mit einem geschmackvollen Kamm besetzt. Statt der Blumen dient als Kopfschmuck auch ein brillantengeschmückter Kamm, was allerdings weberber Gelbbörse noch dem Geschmack Aller entsprechen dürfte.

Marguerite.

